



Predigt über Jesaja 49, 13-16  
**Ausserferrera / Cresta (Avers)**

*Frohlocke, Himmel, und juble, Erde! Ihr Berge, brecht in Jubel aus, denn der HERR tröstet sein Volk, und seiner Elenden erbarmt er sich. <sup>14</sup> Zion aber hat gesagt: Der HERR hat mich verlassen, und vergessen hat mich der Herr. <sup>15</sup> Würde eine Frau ihren Säugling vergessen, ohne Erbarmen mit dem Kind ihres Leibs? Selbst wenn diese es vergessen würden, werde doch ich dich nicht vergessen! <sup>16</sup> Sieh, ich habe dich in die Handflächen geritzt, stets sind deine Mauern mir vor Augen.*

Unser Predigttext aus dem Jesajabuch fängt mit einer grossen Aufforderung zum Jubel an: Der Himmel soll frohlocken, die Erde jubeln und die Berge in Jubel ausbrechen. (Jes. 49,13) Es gibt sie ja, diese Momente, in denen wir das Gefühl haben, die Schöpfung breche jetzt dann gleich in einen grossen Jubel aus – so schön und eindrücklich ist die Natur. Und auch in unserem Bibeltext soll die Schöpfung jubeln. Aber der Grund dafür ist ein anderer als die Schönheit: Himmel, Erde und Berge sollen Gott rühmen, weil er Erbarmen hat mit uns Menschen, und weil Gott sein Volk tröstet.

Das ist ja schon noch eigenartig: Da tröstet Gott die Menschen, wer dafür aber «Danke» sagen soll, sind Himmel, Erde und Berge. Als ob die Menschen den Dank gar nicht selbst über die Lippen bringen würden. Und es stimmt ja auch: kennen wir doch wohl alle nur zu gut, wie es ist, wenn einem das Lob im Halse stecken bleibt. Wir kennen sie, diese Momente, in denen wir so traurig waren und verzweifelt, dass wir sicher nicht ans Lob Gottes gedacht hätten. Vielmehr ist es dann für uns so gewesen, als sei Gott gar nicht mehr da und hätte uns vergessen in unserem Elend. Wie kann man dann noch Gott loben? Ist die Vorstellung, dass jemand anderes für einen das Lob übernimmt, sogar noch entlastend – wenn man sich so richtig alleine gelassen fühlt? Man weiss, es geschieht, es ist immer noch da, dieses Gotteslob. Aber man muss es nicht selbst tun, weil es die eigenen Kräfte übersteigen würde.

Alleine sein – vergessen worden sein. Wir kennen es alle. Wir haben alle schon solche Situationen erlebt, wo wir ganz fest das Gefühl hatten, irgendwie vergessen worden zu sein. Und das ist schrecklich, dieses Alleine-Sein.





Erinnert Euch vielleicht zurück an diese schlimmen Momente als Kind, wo man plötzlich irgendwo ganz alleine war und gemerkt hat, dass Mama oder Papa nicht mehr da waren. Oder vielleicht wurden wir mal ausgeschlossen in der Schule oder in einem Verein oder in der Familie. Oder wir waren oder sind krank und fühlen uns in dieser Krankheit alleine, letztlich ganz alleine, weil auch die beste menschliche Zuwendung uns letztlich das Kranksein nicht abnehmen kann. Und ja: ganz am Schluss werden wir wieder alleine sein. Sterben müssen wir alleine. Und vielleicht ist es ja das, was uns letztlich wirklich Angst bereitet.

Dem Volk Israel muss es todeselend gewesen sein. Alles nämlich ist für sie wie gestorben. Sie sind ganz alleine. In einem gottvergessenen Land – von Gott vergessen. Ihre Heimat wurde von den Babyloniern angegriffen. Die Stadtmauer von Zion – also von Jerusalem – wurde geschleift, der Tempel zerstört, die Obrigkeit wurde nach Babylon deportiert. Verwüstung total. Man könnte sich keine grössere Katastrophe für ein Volk vorstellen. Gibt es überhaupt wieder einmal ein Zurück? Wird der Tempel wieder einmal aufgebaut? Wird das Volk wieder zurückkehren können? Oder ist dies das Ende?

Kein Wunder also, dass das Volk seinen Glauben an Gott verloren hat. *«Zion sagt: Der Herr hat mich verlassen, und vergessen hat mich der Herr.» (Jes. 49, 14)*

Gibt es Hoffnung an den Orten, die wir als «gottverlassen» bezeichnen? Gibt es noch Glauben, wenn uns alles verloren zu sein scheint? Immer wieder begegne ich in Gesprächen mit Menschen, die schwer vom Schicksal getroffen worden sind, genau diesen Fragen. Und manches Mal schon habe ich gehört: Gott hat mich vergessen. Und ich kann darauf eigentlich nichts entgegnen. Weil mich zu oft selbst in diesen Situationen der Gedanke überkommt: Ja, aber wo ist jetzt Gott? Hat er diese Frau, diesen Mann, dieses Kind, diese Familie vergessen? Hat er dieses Land, dieses Dorf vergessen?

Ich kann keinen schnellen Trost geben, kann oft nichts sagen, weil ich ja selbst diese Zweifel und Fragen kenne. Auch in meinem eigenen Leiden. Hat Gott uns Menschen wirklich vergessen, wenn wir leiden? Würde ich einfach so «nein, sicher nicht» sagen, könnte das als ein zu schneller und billiger Trost daherkommen. Oder dogmatisch und unerbittlich gegenüber denen erscheinen, die zweifeln.





Und doch – vielleicht spricht mich dieser Bibeltext ja gerade darum so an, weil er im Glauben nicht aufgibt. Weil das Lob Gottes auch ohne mich weitergesungen wird. Weil der Prophet unserem pessimistischen (und vielleicht allzu realistischen) Bild, das wir von Gott haben – dass er uns vergessen zu haben scheint, sich von uns abgewandt hat –, ein Bild entgegengesetzt wird, das so stark und bildhaft ist, dass es irgend etwas in mir, in meiner Seele ganz unmittelbar anspricht. Etwas aufbricht und Kraft freisetzt: den Glauben, der irgendwie halt trotz allem tiefer in mir drin ist als alles Zweifeln. Ein Glauben, der Gott nicht vergessen hat, an ihm festhält, auch wenn alles dagegen spricht.

Das starke Bild, das der Prophet hier zeichnet, ist es das Bild der Mutter mit dem Säugling. Wie eine Mutter soll Gott zu uns sein. Auch wenn wir es oft gar nicht merken oder daran zweifeln. «Kann eine Mutter ihr Kind vergessen?» – Ja, müssen wir sagen, das kommt leider Gottes vor. Aber eigentlich sagen wir spontan eher: Nein, kann sie nicht. Eine Mutter vergisst ihr Kind nie. Und genau das ist Gottes Barmherzigkeit: mütterliches Erbarmen, mütterliches «in sich Tragen» – wir haben es vor zwei Wochen im Gottesdienst bereits gehört.

Gott vergisst uns nicht. So wie eine Mutter ihr Kind nie vergisst. Auch wenn es weit fort ist. Auch wenn es Wege geht, die unverständlich und nicht nachzuvollziehen sind. Auch wenn es sich weit weg und getrennt von der Mutter fühlt. Hier, in unserem Text, ist von der Beziehung einer Mutter zum Säugling die Rede. Eine Mutter, die das Kind nährt, ihm zu essen gibt. So wird Gott uns Menschen das geben, was unsere Seele stärkt und nährt. Laufen lernen müssen wir selbst. Wie Kleinkinder. Aufstehen und sitzen und denken und die Welt erfahren. Und sich wieder aufrappeln, wenn man hingefallen ist. Aber genährt und gestärkt werden wir von Gott. An der Hand genommen. Und nicht vergessen.

Das ist ein anderes Bild von Gott als dasjenige, dass Gott zum allmächtigen Wunscherfüller macht. Und ihn darum ungerecht werden lässt, weil er nicht alles erfüllt. Es ist das Bild dessen, der für uns da ist, uns mit Hoffnung nährt und uns an der Hand nimmt. Gerade dann, wenn es schwer ist. An diesen Gott möchte ich glauben.

Das ist aber noch nicht alles. Unser Abschnitt hört dann mit einem noch stärkeren Gottesbild auf: «*Siehe, ich habe dich in meine Handflächen geritzt, stets sind deine Mauern mir vor Augen*», so spricht Gott zum zerstörten Jerusalem und seinen verzweiferten Menschen. (Jes. 49, 16).





In die Hand eingeritzt – das könnte einen an die Kinder denken lassen, die sich eine Notiz auf die Hände machen, damit sie etwas nicht vergessen.

Das Bild geht aber noch weiter: Es ist nichts anderes, als das, was wir heute ein «Tattoo» nennen. Gott tätowiert sich uns Menschen in die Hände. Das ist ein starkes Bild. Umso stärker, wenn wir uns bewusst sind, dass damals die freien Juden sich nicht haben tätowieren lassen sollen. Man tätowierte den Sklaven den Namen ihrer Herren ein. Sie aber sollten freie Menschen sein. Wenn sich Gott uns eintätowiert, heisst das: Gott macht sich uns zum Diener. Er ist für uns da für immer – denn eine Tätowierung lässt sich nicht mehr entfernen. Er gibt sich mit Haut und Haar könnte man sagen.

Und das wird uns auch Christus zeigen. Er stellt sich in den Dienst von uns Menschen. Mit Haut und Haar. Und uns zugut. Und Jesus zeigt uns, dass Gott wie ein guter Hirte ist, der keines seiner Schafe vergisst. Wir haben es in der Lesung gehört. (Mt. 18, 12-14)

Und das ist letztlich das Gute: Gott ritzt sich uns ein – so, wie wir sind. Auch wenn unsere Stadtmauern kaputt und geschleift sind. Er hat sie vor Augen. Auch wenn wir zweifeln und hadern. So dürfen wir bei ihm sein. Runzlige, kleine Menschlein. Aber ganz wir. Und ganz in ihm, der uns nicht vergessen wird.

So wünsche ich uns auf dem Weg diese Momente, wo wir uns bewusst werden, dass Gott uns nicht vergisst. Wo wir daraus Mut und Kraft schöpfen können. Und Vertrauen auf dem Weg.

Ja, wir sind nicht alleine. Wir sind eingeschrieben in Gottes Hände.

Grund genug zur Freude und Dankbarkeit. Grund genug, das der Himmel frohlockt und die Berge jubeln. Amen.

24.01.2021, Pfr. Jürg Scheibler

